

stätte. Der Friedhof hat seine eigene Geschichte und Ordnung, so wie das Lager seine eigene Hierarchie hatte, in der die sowjetischen Gefangenen ganz unten standen. Dort, wo die Leichname der sowjetischen Gefangenen in 70 Massengräbern beigesetzt wurden, sind keine Namen zu sehen, nur orthodoxe Kreuze an den Umfassungsmauern lassen einen osteuropäischen Hintergrund erahnen. „Ich kann Ihnen nicht sagen, wie viele Tote hier wirklich liegen“, sagt Hellwinkel, knapp 4.700 Opfer sind der Gedenkstätte namentlich bekannt. Auch die im April 1945 nach Sandbostel verlegten und verstorbenen 3.000 KZ-Häftlinge aus Neuingamme sind in den 1950ern auf die Kriegsgräberstätte umgebettet worden. Eine große Wiese, kleine Gedenksteine in Dreiergruppen, mehr ist nicht zu erkennen.

Der Friedhof atmet an diesem Tag friedlich: hohe Bäume, die Schatten spenden, lila, rot und weiß blühen die Sträucher. Vom Eingangstor läuft man auf ein Rondell mit drei Stelen aus Sandstein zu. Hier stand bis 1956 ein großes Ehrenmal, das die sowjetische Militäradministration zu Ehren ihrer im Stalag X B „zu Tode gequälten“ Soldaten errichten ließ. Das Land Niedersachsen hat es 1956 in der Hochzeit des Kalten Krieges abtragen lassen. „Die Schüler stehen dann hier und fragen entgeistert“, erzählt Hellwinkel. „Wie, das hat man einfach abgerissen? So sind wir gleich drin in der Debatte über Erinnerungspolitik.“

An diesem Ort setzt Hellwinkel mit den Schülern das Namensziel-Projekt fort: Jede*r Schüler*in erhält eine Personalkarte eines verstorbenen sowjetischen Gefangenen. So haben sie eine karge Biografie, ein Foto und einen Tonziegel, in den sie den Namen ritzen können. Später werden die Ziegel gebrannt und in die von Berufsschülern gefertigten metallenen Stelen eingefügt, die in einem Halbrund auf einem Hügel stehen.

Hellwinkel führt seine Gäste durch den Stelenwald, „zum 80. Jahrestag sind wir mit dem Projekt fertig“, sagt er. Die Personalkarten waren mit



Namenlos verscharrt: Grab eines unbekanntes sowjetischen Kriegsgefangenen auf dem Friedhof von Anderlingen

schiedlichen Biografien sei interessant für die Jugendlichen, „wenn sie erkennen, wie lange die Soldaten im Lager überlebt haben, manche nur einen Monat“. Sowjetische Kriegsgefangene hatten die geringsten Überlebenschancen. „Wenn die Schüler verstehen, dass sie eigentlich genauso schlecht behandelt wurden wie KZ-Insassen, und wenn sie dann sehen, dass manche auch in ihrer Heimatgemeinde zur Zwangsarbeit eingesetzt wurden, wird Geschichte für sie greifbar. Sie verstehen, dass diese Politik die Umsetzung einer mörderischen Ideologie war. Das ist Vernichtungskrieg.“

Doch warum wurden die Gefangenen so eklatant unterschiedlich behandelt? Deutschland führte auch gegen andere Länder einen vernichtenden Krieg. „Es gab immense Unterschiede“, bestätigt Gedenkstättenleiter Andreas Ehresmann am Telefon. Die westeuropäischen, aber beispielsweise auch polnische Gefangenen seien pragmatisch als Arbeitskräfte wahrgenommen worden, erklärt er, „sie waren nicht vom antislawischen Rassismus betroffen“. Sie galten nicht als „Untermenschen“ oder „jüdische Bolschewisten“, sie wurden zumindest formal nach der Genfer Kriegsvertragskonvention behandelt. Und die niedrigere Sterberate, auch unter Polen, scheint dies zu belegen. Zum Vergleich: 90.000 Franzosen waren in Sandbostel interniert, von ihnen starben nachweislich 103. Von den 70.000 sowjetischen Gefangenen starben verbürgt 4.696, in Wahrheit dürften es deutlich mehr sein.

Eine Ausstellung führt durch die Geschichte des Lagers. Klassische Führungen veranstalten sie in Sandbostel nicht, sondern es gibt Projektarbeit, Studientage, internationale Workcamps. Die Gedenkstätte ist keine nationale Einrichtung; sie wird durch eine private Stiftung mit Landesbeteiligung finanziert. Das feste Team ist klein: drei Festangestellte plus zwei von Land und Kirche beauftragte pädagogische Kräfte plus zwei Freiwillige. Und eine Gruppe Ehrenamtlicher, ohne die die Arbeit kaum zu schaffen wäre. Immerhin hat Bundespräsident Frank-Walter Steinmeier Sandbostel am 14. Juni einen Besuch abgestattet. „Es war eine große Ehre und Anerkennung unserer Arbeit“, sagt Leiter Andreas Ehresmann. „Und es ist ein wichtiges Zeichen, dass vom deutschen Staatsoberhaupt an den 80. Jahrestag des Überfalls, der ja den Beginn eines völlig neuartigen Weltanschauungs- und Vernichtungskrieges darstellte, adäquat erinnert wird.“

„Ich kann Ihnen nicht sagen, wie viele Tote hier wirklich liegen“

Lars Hellwinkel, Gedenkstättenmitarbeiter

Die Gedenkstätte selbst gibt es erst seit 2013, ein lokaler Verein hatte hartnäckig darum gekämpft, dass die Stiftung einen Teil des Terrains erwerben konnte. Dass 13 (von einst 150) historischen Holz- und Steinbaracken überhaupt noch stehen, verdankt sich ihrer Nutzung in der Nachkriegszeit: als britisches Internierungslager, als Notaufnahmehaus für geflüchtete DDR-Jugendliche, als Strafgefängnis, Bundeswehrdepot, zuletzt als Gewerbegebiet. Heute befindet sich nebenan ein Tiergartenhof. Als der einstige französische KZ-Häftling Raymond Gourlin 2015 zu Besuch kam, erinnert sich Lars Hellwinkel, begann dieser zu zittern, als er das Jaulen eines der Hunde hörte.

Die brutale Hackordnung spiegelte sich im Lager selbst wider. Die Unterkünfte der sowjetischen Gefangenen waren durch Stacheldraht getrennt von denen anderer Nationalitäten. Hellwinkel schließt eine der Holzbaracken auf, die bestandswahrend instandgesetzt wurden. Hier und da sind Holzbalken für die Statik eingesetzt, wird ein Dach gestützt. Zwei andere Baracken sind einsturzgefährdet dem Verfall preisgegeben. „Da ist nichts mehr zu erhalten“, sagt Hellwinkel. „Man soll ja in Gedenkstätten nicht rekonstruieren.“

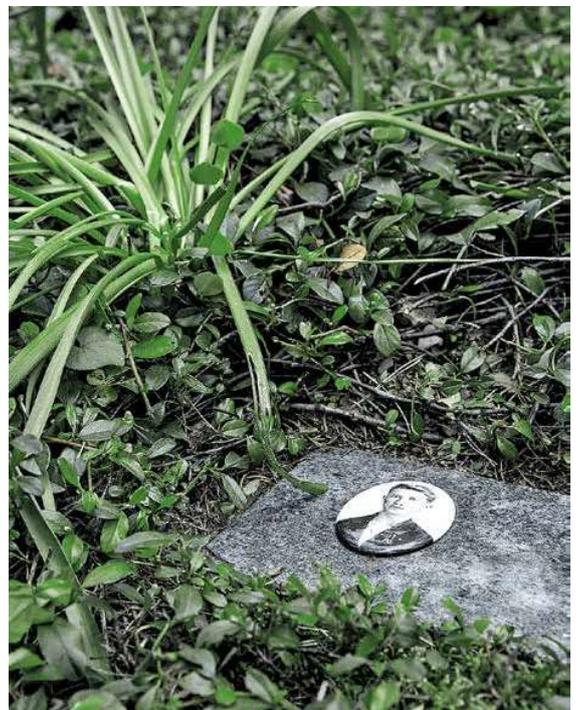
Die Sonne scheint an diesem Junitag, die über die Jahrzehnte gräulich gewordenen Holzwände sind verblieben. Wo sich früher eine Lagerküche befand, sind im Innenraum noch die Abdrücke der runden Kessel zu sehen. In einer anderen Baracke haben DDR-Jugendliche farbige Wandbilder hinterlassen. Die Nutzungsschichten überlagern sich. Authentisch bewahren lässt sich so ein Ort nicht, aber authentisch nutzen.

Auf dem Rückweg steuert Lars Hellwinkel seinen Wagen in Richtung Bremervörde. Etwa zehn Kilometer beträgt die Strecke, die die Gefangenen vom dortigen Bahnhof zu Fuß nach Sandbostel laufen mussten. Es gibt fünf Fotografien, die ein unbekannter Wachmann von den ersten sowjetischen Ankömmlingen im Herbst 1941 gemacht hat. Mit Bleistift geschrieben steht auf der Rückseite eines Fotos: „Erschossener Russe von uns, weil Flucht auf Gemüseacker“. Bäuchlings liegt der Tote im Feld, er hatte vermutlich Hunger. Eine andere Aufnahme zeigt den Ort, eine enge Straße mit Spitzgiebelhäusern, die heute noch an der Straße zum Bahnhof stehen. „Man kann nicht sagen, dass man nichts sehen konnte“, sagt Hellwinkel. Der Bahnhof habe bis heute kein Hinweisschild auf die Transporte.

In über tausend Arbeitskommandos wurden die Kriegsgefangenen von Sandbostel verteilt. In fast jedem Dorf gab es Zwangsarbeiter, die nahe an den Menschen lebten, mit ihnen arbeiteten. Selten entstanden so Freundschaften, noch seltener Liebschaften. Wie bei den Eltern von Gerd A. Meyer, dessen Vater Anatolij Pokrowskij auf einem Hof in Haafel arbeitete, wo er mit der Tochter des Hauses, Tine, ein verbotenes Verhältnis hatte. Pokrowskij starb im April 1945 im Lazarett von Sandbostel, im November wurde Sohn Gerd geboren. Tine Meyer erfuhr nie, was mit ihrem Freund geschehen war.

2009 konnte sich Gerd Meyer dank der geöffneten Archive auf Spurensuche begeben. Er fand die Krankenkarte seines Vaters, fuhr nach Russland ins Dorf seines Vaters und brachte von dort eine Türklinke mit, die am Haus seiner Großeltern hing.

Sein Vater, Anatolij Pokrowskij, Kosename Tolja, hat eines der wenigen Einzelgräber in der Kriegsgräberstätte Sandbostel. Einer, der der Anonymität entrissen wurde.



Grab von Anatolij Pokrowskij, Kosename Tolja, eines der wenigen Einzelgräber in der Kriegsgräberstätte Sandbostel

Porträts der Opfer

Eine Ausstellung in Berlin erinnert an sowjetische Kriegsgefangene

Zum Beispiel an Diomid Tawadse: Der 1921 geborene Student aus Georgien kämpft bei der Roten Armee. Am 3. Juli 1941 gerät er bei Minsk in deutsche Gefangenschaft. Mitte Oktober wird er in das Lager Stalag 321 Oerbke in Niedersachsen verlegt. Die Gefangenen leben in Erdlöchern, Seuchen breiten sich aus. Am 26. Dezember 1941, kurz vor seinem 21. Geburtstag, stirbt Diomid Tawadse. Als Todesursache wird „allgemeine Körperschwäche“ angegeben, eine Chiffre für den Hungertod.

Tawadse ist einer von mehr als drei Millionen sowjetischen Soldaten, die die Kriegsgefangenschaft nicht überleben. Sie und die Überlebenden stehen im Mittelpunkt der Open-Air-Ausstellung „Dimensionen eines Verbrechens“ im Deutsch-Russischen Museum Berlin-Karlshorst. Auf großen Tafeln auf einer Wiese finden sich Porträts der Geknechteten. Es findet sich dort ebenfalls die Order des Generalquartiermeisters des Heeres vom November 1941, der deutlich macht, dass dies ein deutscher Vernichtungskrieg war: „Nichtarbeitende Kriegsgefangene haben zu verhungern.“

Auf der Wiese stehen auch, nebeneinander, die Bilder von Iwan Demjanjuk und Alexandr Petscherski. Der eine entkam der Gefangenschaft durch seine Kollaboration mit der SS – er wurde zum „Hilfswilligen“ im Vernichtungslager Sobibor. Der Zweite, ein Musik- und Theaterwissenschaftler, organisierte im Oktober 1943 den Aufstand der Gefangenen von Sobibor. Beide haben sie überlebt. Demjanjuk aber wird 2011 in München für seine Taten zu fünf Jahren Haft verurteilt.

Klaus Hillenbrand

Dimensionen eines Verbrechens. Sowjetische Kriegsgefangene im Zweiten Weltkrieg. Sonderausstellung in Karlshorst, geöffnet Dienstag bis Sonntag von 10 bis 18 Uhr, bis 3. Oktober. Der Eintritt ist frei.



Lars Hellwinkel von der Gedenkstätte

dem Ende der Sowjetunion im russischen Militärarchiv in Podolsk aufgetaucht, sie galten lange als verschollen. Die NS-Bürokratie hatte dafür gesorgt, dass im Fall des Todes eines Kriegsgefangenen das Datum in der Personalkarte vermerkt und diese an die Wehrmachtsauskunftsstelle in Berlin geschickt wurde. Dort gerieten sie nach Kriegsende in die Hände der Roten Armee, die sie nach Moskau mitnahm, um dort vom Geheimdienst für die nächsten 50 Jahre weggeschlossen zu werden. Erst die Öffnung der Archive nach dem Ende der Sowjetunion brachte sie wieder zum Vorschein.

Die Digitalisierung war es, die der historischen Forschung in jüngster Zeit einen entscheidenden Impuls verlieh. Erst seit zehn Jahren lassen sich die Namen von Gefallenen über das elektronische Archiv des russischen Außenministeriums abfragen und mit denen der vor zwei Jahren online gegangenen Arolsen Archives abgleichen, ursprünglich als Suchdienst von den Alliierten gegründet. Der ITS (International Tracking Service) im deutschen Bad Arolsen fragte nach 1945 alle Gemeinden nach nichtdeutschen Toten ab, bat um Friedhofspläne, Totenlisten und Grabverzeichnisse.

Erst jetzt lassen sich falsch geschriebene Namen, Geburts- oder Sterbedaten, Personalkarten oder Erkennungsmarken zusammenfügen: aus Nummern werden Biografien. Das gilt auch für die Familien in Russland, Weißrussland oder der Ukraine, die oft nicht wussten, wo ihr Angehöriger sein Leben ließ. Stalin galten die in Kriegsgefangenschaft geratenen Soldaten als Verräter, die angeblich freiwillig für die Deutschen gearbeitet hätten. Starben sie, bekamen die Familien oft keine Pension und forschten aus Angst nicht nach dem Verbleib ihrer Angehörigen. Wer aber Lager und Arbeitskommandos überlebt hatte, landete nicht selten nach seiner Rückkehr im sowjetischen Gulag.

Das Projekt mit den Namenszielen liegt Lars Hellwinkel am Herzen. Die Arbeit mit den unter-